"Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt" und "nicht richtiger Dialekt" - Zustand und Zukunft schweizerischer Dialekte

Autor(en): **Christen, Helen**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **63 (2007)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421919

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt» und «nicht-richtiger Dialekt» – Zustand und Zukunft schweizerdeutscher Dialekte

Von Helen Christen

In der Internet-Enzyklopädie *wikipedia* findet man unter «http://de.wikipedia.org/wiki/Bahnhofbuffet_Olten» Ausführungen über die soziale Bedeutsamkeit der Oltener Bahnhofgaststätte, in der viele wichtige Schweizer Vereine gegründet und nachhaltige Sitzungen abgehalten wurden. So haben 1934 auch Rudolf Hotzenköcherle und Heinrich Baumgartner im Bahnhofbuffet Olten darüber nachgedacht, wie man die sprachliche Vielfalt der Deutschschweiz am besten erfassen und darstellen könnte. Aus diesem Oltner Treffen resultierte schliesslich das dialektgeographische Grundlagenwerk *Sprachatlas der deutschen Schweiz*.[1]

In Olten kreuzen sich die Deutschschweizer Wege zwischen den Zentren Basel, Bern und Zürich; Olten ist der Nullpunkt für die Vermessung des Schweizer Schienennetzes, und das Oltner Bahnhofbuffet wird damit zu einer Art von neutralem Terrain, bestens geeignet, um DeutschschweizerInnen unterschiedlicher Provenienz an einen Tisch zu bringen, ohne regionale Sensibilitäten zu tangieren. Das Bahnhofbuffet Olten ist nun auch Motivstifter für eine Dialektbezeichnung, die in *wikipedia* wie folgt erklärt wird:

> «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt» wird scherzhaft der Allerweltsdialekt bezeichnet, der durch den Umstand entstanden ist, dass sich die Unterschiede zwischen den verschiedenen Dialekten immer mehr verwischen.

Das Bahnhofbuffet Olten wird zum Bild, das wir uns alltagsweltlich von den Dialekten und ihren Veränderungen machen. Wir gehen gemeinhin davon aus, dass sich durch den Kontakt zwischen Ost- und Westschweizern, zwischen Baslerinnen und Obwaldnerinnen zwangsläufig ein Dialekt herausbildet, der areal gesichtslos ist, überall oder nirgendwo richtig hingehört – oder eben bestenfalls ins Bahnhofbuffet Olten. Dieser Allerweltsdialekt scheint – gemäss den gewählten Formulierungen – bereits zu existieren.

[1] Sprachatlas der deutschen Schweiz (1961–1997). Hg. von R. Hotzenköcherle u.a. Bde I–VIII. Bern. Die in diesem Aufsatz erwähnten dialektalen Unterschiede können in den einschlägigen Bänden des SDS eingesehen werden.

Der «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt» steht für ein dialektales Untergangsszenario, und die Bezeichnung sagt vor allem etwas darüber aus, wie wir uns Veränderungen von Sprache erklären. Es ist ein relativ simples und auf den ersten Blick bestechendes Modell, das bei näherem Besehen weder ganz falsch noch ganz richtig ist. In diesem sozialpsychologisch inspirierten Modell wird davon ausgegangen, dass sich die Menschen zwangsläufig sprachlich einander anpassen, dass es durch regelmässige Kontakte zwischen Sprecherinnen und Sprechern zu Kommunikationsräumen mit sprachlichen Gemeinsamkeiten kommt – da wo Kontakte dagegen verunmöglicht sind, wo Sprecher und Sprecherinnen durch hohe Berge, tiefe Täler, unüberwindbare Konfessionsschranken oder Zugehörigkeit zu einer anderen politischen Verwaltungseinheit kommunikativ voneinander getrennt seien, da ist – laut dieser Logik – mit sprachlichen Unterschieden zu rechnen.[2] Bloss, dass die erwähnten Schranken dank Autobahnen und dank veränderter Sitten der Partnerwahl längst überwunden sind. Müsste es da nicht eigentlich verwundern, wenn es neben dem behaupteten «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt» überhaupt noch etwas anderes gäbe, zum Beispiel eine Sprechweise, die man mit der Region Basel in Verbindung bringen kann?

Im Folgenden soll der Frage nach Zustand und Zukunft der schweizerdeutschen Dialekte nachgegangen werden, insbesondere soll erläutert werden, welche Eigenschaften des aktuellen Schweizerdeutschen Anlass zu volkstümlichen Begriffen wie «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt» und zu Bewertungen wie «nicht richtiger Dialekt» oder «nicht reiner Dialekt» geben und inwiefern sich tatsächlich ein Einheitsdialekt abzeichnet, wie er mit «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt» nahegelegt wird.

«Reiner» und «nicht-reiner Dialekt»

Hinter positiven Urteilen wie «rein» resp. negativen Urteilen wie «nicht rein» manifestiert sich das Ideal, das wir von sprachlichen Grössen haben. Ideale sind zeitbedingt und stehen in Zusammenhang mit sozialen Normen, die wir auch gegenüber Sprachen und Dialekten entwickeln.

Unter «reinen Dialekten» verstehen wir in der heutigen Alltagswelt solche Dialekte, die Grössen enthalten, von denen wir annehmen, dass sie altherge-

[2] Zur Rolle der sprachlichen Anpassungen bei Sprachwandelprozessen vgl. P. Auer/F. Hinskens (2005): The role of interpersonal accommodation in a theory of language change. In: P. Auer (u.a.) (Hg.): Dialect change: convergence and divergence in European languages. Cambridge: 335–357.

bracht sind (z.B. *Anke* ‹Butter›), Grössen, die nur auf einem kleinen Areal, in einem beschränkten Gebiet, vielleicht nur in einem einzigen Dorf vorkommen (z. B. *Wängerli* ‹Kopfkissen› im nördlichen Teil des Kantons Luzern). Gute Chancen, unserer Vorstellung von «rein» zu entsprechen, haben überdies Grössen, die sich gleichzeitig von der Standardsprache unterscheiden (*Zäine* ist ein besserer Kandidat für «reinen Dialekt» als *Wöschchorb*).

Dass wir überhaupt von «reinen Dialekten» sprechen können, setzt also voraus, dass es noch etwas anderes gibt, sprachliche Konkurrenzformen im Dialekt – eben *Butter, Kopfkissen* und *Wäschekorb* –, denen man hohes Alter, lokale Einschränkung und schweizerische Eigenständigkeit gerade abspricht. Konkurrenzformen wie *Anke* und *Butter* können hier und jetzt nebeneinander vorkommen, sogar beim gleichen Sprecher oder verteilt auf verschiedene Sprecherinnen und Sprecher.

Oder aber, die Formen, die wir für «reine» Formen halten, sind bloss noch Teil unseres sprachlichen Gedächtnisses, wo wir frühere Sprach-/Dialektgebräuche archiviert haben. Dieses sprachliche Gedächtnis können wir heranziehen, um Reinheitsurteile zu fällen: *Anke* ist «besser» als *Butter*. *Anke* ist «reiner Dialekt», *Butter* «unreiner» – und damit ein wenig unspezifischer «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt».

Wenn in Alltagsdiskussionen Dialekte als «rein» bezeichnet werden, dann entzündet sich die einschlägige Diskussion meistens an Wörtern. Das ist nicht weiter verwunderlich, weil der Sachverhalt, dass der gleiche Inhalt unterschiedlich ausgedrückt werden kann, höchst auffällig ist. Dass «gleiche Dinge unterschiedlich heissen», sind wir uns gewohnt, wenn wir Fremdsprachen lernen und beispielsweise zur Kenntnis nehmen, dass der Schmetterling auch *Butterfly* heissen kann. Dass der Schmetterling aber in derselben Sprache unter anderem als *Sommervogel*, *Pfifolter, Fliggolter, Müllervogel, Sunnenvogel* oder *Toggeli* bezeichnet werden kann, vermag uns immer wieder in Erstaunen zu versetzen – viele schmunzeln sogar, wenn sie mit unbekannten Bezeichnungen konfrontiert werden.

Die Vielfalt an so genannten Heteronymen – an unterschiedlichen dialektalen Bezeichnungen für die gleiche Sache – nimmt tatsächlich und nachweisbar ab.[3] Wie kann man sich den Verlust dieser sprachlichen Wortvielfalt erklären?

[3] In einer der ersten soziodialektologischen Untersuchungen überhaupt hat H. Wolfensberger (1967): Mundartwandel im 20. Jahrhundert. Frauenfeld, aufgezeigt, wie sich der Wortschatz unter aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen verändert.

Im Gespräch mit Andersdialektalen fallen unterschiedliche Wörter nicht nur auf, sie können sogar ein Kommunikationshindernis darstellen: Man muss nachfragen und klären. So interessant diese Unterschiede sind, wenn man sie in einer Gesprächsrunde verhandelt, so können sie doch vom Gesprächsgegenstand ablenken und unvermittelt die Sprache selbst zum Thema werden lassen. Solche Wörter werden von vielen Sprecherinnen und Sprechern der mobilen Schweiz von heute für nicht mehr alltagstauglich gehalten und zu einem schönen Teil zugunsten von gemeinschweizerdeutschen oder auch gemeindeutschen Wörtern aufgegeben. Es heisst dann überall *Röschti (Bröisi, Brousi, Prägu* werden aufgegeben), und auch im Dialekt gibt es den *Schmätterling*.

An solchen Veränderungen machen wir gerne die mindere Güte eines Dialekts fest – die besonderen, für eine Region exklusiven Wörter machen «weniger wertvollen» gemeinschweizerdeutschen Wörtern Platz, die durchaus das Bild eines «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekts» bestätigen.

Weder *Prägu* noch *Sommervogel*, deren Nichtgebrauch oder Verlust bedauert wird, machen allerdings einen Dialekt alleine aus. Zur dialektalen Besonderheit der Wörter kommt die Besonderheit der Grammatik, Besonderheiten der Wortlautung und der Wortform also. Diese Besonderheiten fallen uns nicht nur etwas weniger auf, sondern sie sind auch weit weniger anfällig für Missverständnisse: Ob jemand für ‹Abend› *Aabe, Oobe* oder *Òòbe* sagt, spielt kaum eine Rolle. Wenn man einmal gemerkt hat, dass *Huus* (‹Haus›) in der Innerschweiz *Huis* ausgesprochen wird und *Muus* (‹Maus›) *Muis*, wird auch die *Luis* (‹Laus›) kein Problem machen. Und ob jemand *mir mache/mached/machid/möchid* (‹wir machen›) sagt, entgeht sogar der Aufmerksamkeit der meisten, obwohl hier die Endung ganz klar und eindeutig zu einem ganz bestimmten Areal gehört.

Tatsächlich haben verschiedene dialektologische Arbeiten, die sich in den letzten Jahren mit dem Dialektwandel befasst haben, aufgezeigt, dass die Laute und Formen auch, aber viel weniger stark vom Wandel betroffen sind als die Wortebene.[4] Zwar ist auch in diesen Bereichen festzustellen, dass «besonde-

[4] Zu Wandel und Stabilität schweizerdeutscher Dialekte vgl. L. Hofer (1997): Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire. Eine variationslinguistische Untersuchung am Beispiel des Baseldeutschen. Tübingen, Basel; H. Christen (1998): Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutscher Varietäten. Tübingen; B. Siebenhaar (2000): Sprachvariation, Sprachwandel und Einstellung. Der Dialekt der Stadt Aarau in der Labilitätszone zwischen Zürcher und Berner Mundart. Stuttgart.

re» Aussprachen und «besondere» Formen, die es nur in einem ganz kleinen Territorium mit wenigen Sprecherinnen und Sprechern gibt, zugunsten von grossräumigeren Formen aufgegeben werden. So geht etwa die Emmentaler Spezifik der Monophthonge eher zurück, dort wird also vermehrt *heiter* statt *heeter* (‹heiter›) gesagt; im Oberbaselbiet kommt eher *alt* als *olt* (‹alt›) vor.

Oder vielleicht genauer: Viele Sprecherinnen und Sprecher machen den Gebrauch solch spezieller Formen abhängig vom Gesprächspartner, von der Gesprächspartnerin. In linguistischen Untersuchungen ist nachgewiesen worden, dass Sprecherinnen und Sprecher mit Dialekten, die gemeinhin als schwer verständlich gelten, dazu neigen, sich im binnenschweizerischen Kontakt anzupassen: Sie vermeiden oder vermindern bei Aussenkontakt Formen wie *Hüüs* oder *Huis* zugunsten von *Huus*.[5]

Seien es also besondere Formen wie *Huis* oder für uns alltäglichere, geläufigere und weniger auffällige Formen wie *mer machid*: Ein ganzes Ensemble solcher Merkmale macht es möglich, dass wir einen Urner, einen Basler, eine Schaffhauserin erkennen. Im Unterschied zu den oben erläuterten Wörtern stellen sich die Laute und Formen als relativ stabile Dialektmerkmale heraus, die dann als sichere «Dialektanzeiger» fungieren, als taugliche Merkmale, um eine lokale Verortung der Sprechenden zu ermöglichen.

Die Zuweisung eines Dialektes an einen Ort, eine Region gelingt erstaunlicherweise selbst dann, wenn dessen Sprecherinnen und Sprecher keinerlei Bedingungen an Ortsfestigkeit mit generationenlanger familialer Verwurzelung erfüllen, wovon noch die Rede sein wird.

Der relativen Stabilität der Dialektgrammatik ist auch der Erfolg des «Chuchichäschtli-Orakels» zuzuschreiben, das über Internet zugänglich ist (http://dialects.from.ch/) und nicht auf den dialektalen Unterschieden von Wörtern, sondern von Lautungen basiert. Sagen Sie für ‹Hand› *Han, Hand, Hang oder Hant*? – Die persönlichen Werte von nur gerade zehn solcher sprachlicher Grössen sind einzugeben, damit das Orakel in der Lage ist, die dialektal passenden Orte zuzuweisen. Dass dieses Orakel – nicht immer, aber in vielen Fällen – Orte ins Spiel bringt, die die Benutzerinnen und Benutzer zufrieden stellend mit ihrer eigenen Biographie in Verbindung bringen können, ist ein Indikator dafür, dass sich auf der grammatischen Ebene der Lau-

[5] Vgl. K. Schnidrig (1986): Das Dusseln. Ein Subsidiärdialekt im Deutschwallis. Freiburg/Schweiz.

tung insgesamt gerade keine gesichtslose Vereinheitlichung, kein «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt» abzeichnet.

Dass unser alltäglicher Sprachgebrauch aber trotz der relativen Stabilität in vielen Bereichen der Dialektgrammatik kaum eine Chance hat, von der Sprechergemeinschaft das Gütesiegel des «reinen Dialekts» zu bekommen, ist dem Umstand geschuldet, dass sich in unseren Gedächtnissen immer etwas Sprachliches finden lässt, das früher anders war. Bloss war es aber schon früher so, dass alles ein wenig anders war als noch früher.

Unser Reinheitsurteil ist also eine äusserst relative Angelegenheit und beträchtlich an das Hier und Jetzt gebunden; was wir heute allenfalls als «rein» bezeichnen, wäre aus der Sicht früherer Generationen vielleicht das «unreine», «neue». Was nach unserem Alltagsverständnis heute «nicht-reine» Dialekte sein mögen, diese Dialekte haben die intakte Chance, von unseren Kindern und Kindeskindern als «rein» beurteilt zu werden, sollten sie dieselben sozialen Wertungen von Dialekten weiterhin beibehalten.

(Individueller) Dialekt ohne lokale Zuordnung

Haben wir nicht alle die Erfahrung gemacht, dass es noch weitere Erscheinungsformen von Dialekten gibt, bei denen der eingefleischte Mundartfuchs und die ausgewiesene Dialektkennerin ratlos sind, bei denen auch das «Chuchichäschtli-Orakel» versagt, Dialekte, die man sprachlich zwar als deutschschweizerisch erkennt, aber beim besten Willen räumlich nicht einordnen kann?

Es gibt tatsächlich Sprecherinnen und Sprecher, deren persönlicher Sprachgebrauch – man würde hier von einem Idiolekt sprechen – sich nicht an ein Dialektareal anbinden lässt respektive deren Sprechweisen gleichzeitig auf ganz verschiedene Gegenden verweisen. Sie sind – gerade weil wir unter Umständen irritiert reagieren – offenbar Ausnahmen von der Regel, dass man DeutschschweizerInnen dank ihres Dialektes eindeutig einer Gegend zuordnen kann.

Hinter diesen «Individual-Dialekten» stehen einzelne Sprecherinnen und Sprecher, die sich im Laufe ihres Lebens – bedingt durch besondere biographische Umstände – an andersdialektale Sprecherinnen und Sprecher angepasst haben. Eine solche sprachliche Anpassung kann ganz unterschiedliche

Ausprägungen haben: Vom flexiblen Sprecher, der seinen Ausgangsdialekt je nach Partner, Partnerin verändert, bis zur Sprecherin, die in einer neuen Lebensumgebung zu einem neuen, quasi individuellen Dialekt kommt, der alle ihre bisherigen Aufenthaltsorte spiegelt, ist vieles möglich.[6] Hier kann tatsächlich der Eindruck eines «Bahnhofbuffet-Olten-Dialektes» aufkommen. Es darf allerdings nicht übersehen werden, dass, wer einen solch individuellen «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt» spricht, dies auf sehr unterschiedliche Weise tut.

Lang- und kurzfristige Anpassungen stehen in der Deutschschweiz unter besonderen Vorzeichen. Es ist nämlich nicht erforderlich, dass man sich in gemischtdialektalen Gesprächen an den Gesprächspartner anpasst, sondern man «darf» im angestammten Dialekt verbleiben: Die Appenzellerin darf im Gespräch mit dem Solothurner «appenzellern». Dialektale Anpassung ist also kein soziales Muss, im Gegenteil – und das ist der Deutschschweizer Dialektideologie zuzuschreiben –, dem Beibehalten des angestammten Dialekts wird Wert beigemessen. Die Assoziationen, die mit dem Begriff «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt» einhergehen, legen nahe, dass diese Sprachform zwar nicht einfach «falsch» ist, aber nicht als mustergültige, «gute» Sprachform gilt.

Die Sprechweisen der Anpasserinnen und Anpasser sind denn auch bisher nicht zu Modellen, nicht zu Vorbildern für den kindlichen Dialekterwerb geworden. Unabhängig davon, wie im Elternhaus gesprochen wird, orientieren sich Kinder spätestens ab dem Sandkastenalter an den örtlichen Sprechweisen, erwerben beispielsweise das Thurgauer Deutsch ihrer Umgebung so «akzentfrei», dass man sie sprachlich zweifelsfrei in den Thurgau – genauer noch: in eine Region des Thurgau – verorten kann. Dem Ortsdialekt kommt eine herausragende soziolinguistische Rolle zu. Ihn so zu erwerben, dass man sich als Zugehörige erkennbar macht, steht für Kinder bis zum heutigen Tag ausser Frage. Nur Erwachsene können sich einen «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt» sozial leisten, Kinder nicht.

Dass die dialektale Vielfalt sozialsymbolischen Wert hat, dass sprachliche Grössen, die wir einem Ort, einer Region zuschreiben, nur schon aus diesem Um-

[6] Zu individuellen Anpassungen und Nicht-Anpassungen einzelner Sprecherinnen und Sprecher vgl. H. Christen (2000): Chamäleons und Fossilien. Forschungsperspektiven für die konsolidierte schweizerisch-alemannische Dialektologie. In: D. Stellmacher (Hg.): Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Stuttgart: 33–47; I. Werlen (2006): Zwischen «Grüessech» und «Tagwoll». Das Sprachverhalten und die Lebenssituation der Oberwalliser und Oberwalliserinnen in Bern. Bern.

stand heraus einen gewissen Mehrwert haben – dort sind wohl die Gründe zu suchen für die Aufrechterhaltung dialektaler Vielfalt.

Gälte nämlich bloss das Prinzip der gegenseitigen Anpassung, so müssten wir längst alle eine Art von Gemeinschweizerdeutsch sprechen. Diese Gegenkraft, die etwas mit der mentalen Organisation und dem sozialpsychologischen Stellenwert von sprachlichen Unterschieden zu tun hat, ist offensichtlich stark und bis zum heutigen Tag äusserst erfolgreich.[7]

Dialektalisierte Standardsprache

Die schweizerdeutschen Dialekte sind «Ausbaudialekte»[8]: Man braucht sie in Situationen, in denen «normalerweise» Dialekte nicht präsent sind – «normalerweise», wenn man etwa den Dialektgebrauch in unseren deutschsprachigen Nachbarländern als Messlatte nimmt. Die Allgegenwart des Dialekts und der soziale Zwang zum Dialekt – im Alltag «darf» man nicht Standardsprache sprechen, ausser mit Fremden – haben natürlich ihren Preis.

Man hat einerseits einen Wortschatz nötig, der so umfassend ist wie eine ganz «normale» Sprache, wie Englisch oder Französisch oder Urdu. Auf der anderen Seite ist es auch nötig, dass man verschiedene Sprechweisen, verschiedene Stile zur Verfügung hat, die angemessen zum Ausdruck bringen, ob man einen Vortrag hält, eine Wetterprognose macht oder ob man mit seiner Coiffeuse plaudert.

Das Bedürfnis nach einem ausgebauten Wortschatz, nach einer stilistischen Differenzierung kann man auf sehr ökonomische Weise mit Hilfe der Standardsprache stillen, die als siamesische Zwillingsschwester des Dialekts ohnehin zur Verfügung steht. Wir übernehmen aus der Standardsprache den Wortschatz, passen ihn aber lautlich und formal zufrieden stellend in den Dialekt ein; gelegentlich ist es auch Englisches, das – manchmal auch ohne Umweg über die Standardsprache – in den Dialekt integriert wird (vgl. *tschutten* ‹Fussball spielen› [zu engl. *to shoot*] ‹schiessen›), *Tömbler* ‹Wäschetrockner› [zu engl. *tumbler* ‹Trommel›], *Tröpsli* ‹Bonbon› [zu engl. *drop* ‹Tropfen›], *Com-*

7 Zum komplexen Zusammenhang von Sprache und Raum vgl. P. Auer (2004): Sprache, Grenze, Raum. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 23: 149–179.

8 Das Konzept «Ausbaudialekt» verdankt sich H. Kloss (1976): Abstandsprachen und Ausbausprachen. In: H. Kloss (u.a.) (Hg.) (1976): Zur Theorie des Dialekts. Wiesbaden: 301–322.

puter). Wir übernehmen aber nicht nur englische und standarddeutsche Wörter, wir übernehmen aus der Standardsprache auch ganze Muster für bestimmte Sprechanlässe:

> *vom Weschte ziend Gwitterwulke uuf, und es sind erheblichi Niderschleeg z erwaarte/s Hooch über de Azoore wird i Richtig Skandinaawie apdrängt*
> (‹Von Westen her ziehen Gewitterwolken auf, und es sind erhebliche Niederschläge zu erwarten/das Hoch über den Azoren wird in Richtung Skandinavien abgedrängt›)

Die Folie Standardsprache, die diese Formulierungen prägt, erzeugt den Effekt, dass wir diese Meldungen sofort als «echte» Wetterprognosen erkennen. *Es chunnt cho rägne* (‹es wird regnen›) hätte ein zu alltägliches Geprägе, *erheblichi Niderschleeg* wirkt dagegen professioneller. Mit den Anleihen an standardsprachlichen Wörtern und Wendungen werden im Dialekt so genannte Register ausgebildet, Sprachgebrauchsweisen, die für bestimmte Redeanlässe zugeschnitten sind.

Dass Formulierungen wie *erheblichi Niderschleeg* vielen etwas sauer aufstossen, hat wiederum mit dem Dialektideal zu tun: Dialekte sind dann «gut», wenn sie sich möglichst stark von der Standardsprache unterscheiden, und sie sind dann «gut», wenn sie möglichst alltäglich und mündlich wirken und nicht von der Schriftlichkeit beeinflusst scheinen. Diese Ansprüche können die *erhebliche Niderschleeg* nicht einlösen, diese Ansprüche können ganz viele Dialekttexte nicht einlösen, die wir in Radio und Fernsehen und im Alltag hören und die wir vor allem auch selber natürlicherweise produzieren.

Die Deutschschweizer Präferenz für Dialekt hat also ihren Preis, den Preis nämlich, dass wir notgedrungen auch Dialekt in Kauf nehmen müssen, der gemeinhin als «schlechter Dialekt» gilt.

Wörter aus der Standardsprache sind aber letztlich unumgänglich, wenn man sich den Tatsachen der heutigen Welt sprachlich stellen muss – ohne *Kchliimaerwermig* (‹Klimaerwärmung›) und *Iifaurewisioon* (‹IV-Revision›) kommt man im Dialekt nicht aus.

Standardsprache wird also zum Dialekt gemacht. Standardsprache im strukturellen Gewand des Dialekts ist für gewisse DialektliebhaberInnen «nicht richtiger Dialekt». Dieses Problem, wenn es denn ein Problem ist, steht in an-

deren Gegenden des deutschen Sprachraums unter völlig anderen Vorzeichen. So paradox es klingen mag: Je alltäglicher und etablierter und sozial verbreiteter der Dialekt ist, desto moderner ist sein Wortschatz, desto flexibler ist der Dialekt mit seinen Anleihen aus anderen Sprachen und Sprachformen. Wer dem Ideal eines Dialekts mit archaischem und ausschliesslich aus sich selbst heraus gewachsenem Wortschatz nachhängt, findet diese Dialekte in Gemeinschaften, in denen der Dialekt kaum in Gebrauch ist.

Standardinseln im Dialekt

Kchliimaerwermig ist für DeutschschweizerInnen etwas entschieden anderes als *Klimaerwärmung*. Ersteres wird als Dialekt, zweiteres als Standardsprache betrachtet. Wann brauchen wir die Standardsprache, wann kommt also *Klimaerwärmung* vor?

Standard ist für uns eine «besondere Sprachform» – sie kommt in «besonderen Situationen» vor (etwa bei Ansprachen, bei Ritualen in der Kirche, in der Schule oder in bestimmten Sendungen in den Medien). In solchen Situationen hat es sich eingebürgert, Standardsprache zu sprechen. Sie kommt aber auch gegenüber einem «besonderen Adressatenkreis» vor. Wenn in Alltagssituationen, in denen wir normalerweise Dialekt sprechen würden, jemand eine Sprachform spricht, die erkennbar nicht Schweizerdeutsch ist, dann ziehen wir zur Verständnissicherung die Standardsprache als «Vermittlerin» vor.

Es gibt eine weitere Bedingung für den Standardgebrauch, nämlich «besondere kommunikative Bedürfnisse». Integriert in «normale» Dialektgespräche, können begrenzte standardsprachliche Einschübe vorkommen: Standardsprache als Inseln im Dialekt. Weil der Wechsel in die «besondere» Sprachform eigentlich unangebracht ist, macht er hellhörig und kann so als stilistisches Mittel verwendet werden, mit dem man etwas herausheben oder etwas zitieren kann, das einen Bezug herstellt zur Schriftlichkeit, das Offizialität anzeigt, Verbindlichkeit markiert usw. Werden wir von einem Polizisten beispielsweise mit der Äusserung konfroniert *Das isch eidütig Nichtbeherrschen des Fahrzeuges*, dann wirkt der Gebrauch der Standardsprache wie ein Verweis auf ein offizielles Strassenverkehrsgesetz.

Dieses stilistische Mittel mögen nicht alle – wiederum weil der Dialekt nicht ausreichend von der Standardsprache getrennt, sondern im Gegenteil sogar

als Ressource genutzt wird, um die Aufmerksamkeit auf bestimmte Äusserungsteile zu lenken.[9]

Fazit

Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer sprechen Dialekte, die gegen das Reinheitsideal verstossen; einige sprechen individuelle Dialekte, die sich nicht mit einem Ort in Verbindung bringen lassen. Alle sprechen sie Dialekte, die dialektalisierte Standardsprache enthalten, und sehr viele brauchen die Standardsprache, um innerhalb des Dialekts stilistische Effekte zu erzielen. Kaum jemand spricht also einen Dialekt, der sich mit den Stereotypen verträgt, die wir von «richtigen» und «guten» Dialekten haben.

Was sich nach Verfall und Vereinheitlichung anhören könnte, muss bei näherem Hinhören allerdings optimistisch stimmen, was die Zukunft dialektaler Unterschiede betrifft. Jahrhunderte und Jahrzehnte zunehmenden Dialektkontakts haben weder zum immer wieder prognostizierten Dialektuntergang noch zur Entstehung eines kollektiven «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekts» geführt. Noch wird ein Grossteil der lokalen Unterschiede in der Lautung und in der Formenbildung verlässlich von Generation zu Generation weitergegeben, so dass man versucht ist, den Eintrag in wikipedia wie folgt zu modifizieren:

> Als «Bahnhofbuffet-Olten-Dialekt» wird scherzhaft ein nicht-lokalisierbarer Allerweltsdialekt bezeichnet, dessen Entstehung als unmittelbare Folge der zunehmenden Mobilität und Migration der Deutschschweizer Bevölkerung seit langem prognostiziert wird.

(Der Text entspricht dem Vortrag, der unter dem gleichen Titel am 22. Juni 2007 anlässlich der gemeinsamen Tagung von GfdS und SVDS in Luzern gehalten wurde.)

[9] Die Rolle der gesprochenen Standardsprache wird gegenwärtig innerhalb eines vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Projektes von H. Christen, M. Guntern, I. Hove und M. Petkova untersucht; vgl. H. Christen (2007): Gesprochene Standardsprache im Deutschschweizer Alltag: Ein Projekt (auch) zur Sprachkompetenz in einem diglossischen Umfeld. In: Germanistik in der Schweiz 4.